

GERHARD FRICKE

STUDIEN
UND
INTERPRETATIONEN

Ausgewählte Schriften
zur deutschen Dichtung

(1955)

HANS F. MENCK VERLAG, FRANKFURT/M

INHALT

1. Klopstock	Seite 7
2. Lessings „Minna von Barnhelm“	„ 25
3. Göttinger Hain und Göttinger Ballade	„ 47
4. Friedrich Heinrich Jacobi	„ 60
5. Schiller. Rede zum 150. Todestag des Dichters	„ 81
6. Schiller und die geschichtliche Welt	„ 95
7. Goethes Straßburger Wandlung	„ 119
8. Goethe und Werther	„ 141
9. Das Bild des Menschen bei Goethe	„ 168
10. Wackenroders Religion der Kunst	„ 186
11. Kleists „Michael Kohlhaas“	„ 214
12. Kleists „Prinz von Homburg“	„ 239
13. Wesen und Wandel des Tragischen bei Grillparzer	„ 264
14. Friedrich Hebbel und sein Zeitalter	„ 285
15. Gedanken zu Hebbels „Judith“	„ 310
16. Hebbels „Agnes Bernauer“	„ 327
Nachbemerkung	„ 354

GÖTTINGER HAIN UND GÖTTINGER BALLADE

Als die Georgia Augusta ins Leben gerufen wurde, da waren die Musen, die Genien von Kunst und Dichtung, nicht mit eingeladen. Nicht, daß man sie vergessen hatte – die Gründer der Universität wünschten die schönen Wissenschaften und die freien Künste, ja, selbst die Philosophie, diese allzu unbeschwertere, luftige, leichtbeschwingte Poesie der Vernunft, vom Aufgabenkreis der Hochschule fernzuhalten. Ernste und strenge Zuwendung zu den Tatsachen, gründliche und gediegene Erforschung des Gegenstandes, der Natur wie der geschichtlichen Überlieferung, Wissenschaft im exakten, nüchternen Sinn – so standen die Sterne, so lautete das Gesetz, nach dem die Göttinger Hochschule antrat. Und sie ist ihm nicht entflohen. Sie ist diesem Gesetz ihrer Prägung treu geblieben. Wohl gehört Albrecht von Haller, fast der einzige deutsche Dichter der frühen Aufklärung, der sich einer allgemeinen, uneingeschränkten Achtung erfreute, zu den ersten Lehrern der jungen Universität. Aber nicht der Dichter, der schon verstummt war, bevor er nach Göttingen kam, sondern der große Gelehrte war es, der berufen wurde. Und die blitzenden Gedanken, die geschliffenen pointierten Einfälle, in denen der Mathematiker Kästner und der Physiker Lichtenberg ihre Zeit und ihre Zeitgenossen satirisch spiegelten – sie wollten nichts sein als die Liebhaberei müßiger Nebenstunden, und sie waren nichts als ein heiter unverbindliches Spiel des Intellekts.

So hat sich die Göttinger Hochschule, diesem Gesetz ihres Ursprungs mit erstaunlicher Stetigkeit getreu, in stärkerem Maße als ihre älteren und jüngeren Schwestern einen eigenen geistigen Charakter, ein eigenes wissenschaftliches Klima geschaffen. Göttingen besitzt nicht eigentlich eine genialische Epoche, ein goldenes Zeitalter, mit dem es sich den überdauernden Gipfeln deutscher Geistesschöpfung gesellt, wie etwa das Heidelberg der Romantiker oder das Jena Schillers und Fichtes oder das Berlin Humboldts, Schleiermachers und Hegels. Aber die ruhmvolle Geschichte dieser Universität ist in diesen zwei Jahrhunderten durch eine einzigartige Reihe bedeutender Forschernamen, eine Kette gewichtigster sachlicher Leistungen mit dem Aufstieg der historisch-philologischen und der exakten Wissenschaften in Deutschland und weit über Deutschland hinaus verknüpft. Es ist

gearbeitet worden in diesen zwei Jahrhunderten Göttinger Wissenschaft; und Arbeit wie Leistung haben mit zu der Vereinigung von Würde, Schwere und Gemessenheit beigetragen, die zum besonderen Klima dieser niedersächsischen Universität gehört. Und so hat es gewiß nicht ganz wenige, leichter gesinnte studentische Semester gegeben – ich selber muß mich zu ihnen bekennen –, die mit respektvoller Distanz um Göttingen herumgingen, aus dem jugendlichen Vorurteil heraus, daß in Arbeits-eifer und -anspruch die Grenze des Schicklichen hier allzu fühlbar gestreift würde.

Aber wenn die Georgia Augusta so gleich von Anfang an erwachsen und verständig in die Welt trat, so hat sie doch ihre Jugend gleichsam nachgeholt, als sie schon das dritte Jahrzehnt ihres Lebens überschritten hatte. Und dabei fügte es das ausgleichende Schicksal, daß gerade das wissenschaftsstrenge und -stolze Göttingen zur Stätte des jugendlich-schwärmerischen Beginns einer neuen, großartigen Entwicklung deutscher Dichtung wurde. Freilich, diese Erinnerung führt uns nicht in den Kreis gelehrter Leistungen und Namen, Studenten sind es, die der nüchtern gemessenen Alma Mater, im Grunde gegen ihren Willen, diesen Kranz der Jugend aufsetzten – einen Kranz, von dem nicht wenige Blätter bis heute grün geblieben sind, nicht wenige Blüten noch heute duften. Studenten waren es, die diese Universität über Würde und Achtung, die sie bereits besaß, hinaus geschmückt haben mit dem Zauber der Frühe, mit der Anmut und Beschwingtheit der jugendlich sich aufschließenden Seele, mit den Lauten und Liedern des erwachenden Herzens. Nicht in Hörsälen und Bibliotheken ist dies dichterische Leben erblüht, sondern im Mondschein und unter Giebeldächern, unter flüsternden Bäumen und in den blühenden Tälern rings um die Stadt. Und so geziemt es sich wohl, daß die Stadt sich in dieser Feier, mit der sie sich zur festlichen Stunde ihrer Universität bekennt, jener Jünglinge erinnert, die ja nicht weniger ihre eigenen Bürger waren als die der Universität, an deren Nachruhm sie nicht minder teilhat, und die nächst ihrem eigenen glühenden Herzen dieser stillbewegten Landschaft das Innigste verdanken.

Was bedeutet es, wenn im Zauber jener stillen, frühherbstlichen Mondnacht des Jahres 1772 in dem inzwischen längst entschwundenen kleinen Eichengrund bei Weende aus dem gewohnten Spaziergang einiger gleichgestimmter Studenten unmittelbar überwältigend jenes enthusiastische Fest des Lebens, der Freundschaft, der Poesie sich entzündete? Ein Fest, dessen äußere Formen:

Umarmung und Tanz, Tränen und Schwur – uns fremd geworden sein mögen. Aber wie könnte jemand, in dem noch ein Funke jugendlichen Lebens glüht, im Brausen dieser nächtlichen Begeisterung, aus der der Hainbund erwuchs, den Ton reiner Hingabe und echter Selbstvergessenheit überhören, wie könnte er den morgenfrischen Hauch nicht spüren, der von dieser plötzlichen Wiederentdeckung des Lebens und der Natur, der Freundschaft und des Vaterlandes, großer Ideale und dichterischer Aufgaben ausströmt? Es geschah mit dem Blick auf dieses freudige Sich-verströmen, diese jugendliche Trunkenheit ohne Wein, wenn Goethe später schrieb: „Dieses erste Hingeben steht viel höher als das von leidenschaftlich Liebenden am Altar ausgesprochene Bündnis: denn es ist ganz rein.“

Nicht das ist entscheidend, wieviele der das Bundesbuch rasch füllenden Gedichte bis heute lebendig blieben und ob wir über manches im Gebahren dieser Zwanzigjährigen mit heiterer Befremdung lächeln: das empfindsame Zeremoniell der Zusammenkünfte mit seiner Klopstock entnommenen Liturgie, den bekränzten Ehrensessel für den fernen Dichturfürsten und poetischen Heiligen, Wielands *Idris*, auf die feierlich verdammend der Fuß gesetzt wird, bevor sie, in Fidibusse zerstückelt, in Flammen aufgeht und selbst die nichtrauchenden Bundesbrüder um der Solidarität dieser Hinrichtung willen zur Pfeife greifen läßt, das vom Mondlicht geförderte um die Wette Dichten, das dann in die beutebeladene austauschbegierige Bundessitzung ausläuft –, all das ist nicht entscheidend, so sehr es uns darin bestärkt, nicht im dichterischen Werk als solchem die eigentliche Bedeutung des Göttinger Hainbundes zu erblicken. Vielmehr, was diese jungen Menschen zusammenführt und zusammenhält: den Hannoveraner Hölty und den Göttinger Wehrs, den Schwaben Miller und den feurigen Pfälzer Hahn, die gräflichen Brüder Stolberg, ihren Dithmarsischen Landsmann Boie und den Enkel eines mecklenburgischen Leibeigenen Voß –, was sie alle verbindet, das ist der Aufgang eines neuen Gefühls von Wert und Aufgabe des Lebens. Das graue Gespinst verständiger, zweckmäßiger Regeln und Formeln, mit denen die alternde Aufklärung das Dasein überzogen hatte, das kraftlose, lüstern vernaschte Spiel, das in der verwelschten Salonlyrik des Rokoko ein überentwickelter, geschmeidiger Intellekt mit witzigen erotischen Situationen trieb, das Abgezogene, Mittelbare, Gebrochene dieser matten Zeit, in der altkluger Verstand und überfeinerte sinnliche Reizsamkeit einander ins Gleichgewicht zu bringen suchten, der ganze Bann dieser Spät-

zeit, die nur noch Ende ist, von der kein Weg mehr in eine Zukunft führt, zerbricht, und Klopstock wird die Zauberwolke, in der den Göttinger Jünglingen eine neue, die deutsche Zukunft, erscheint, und damit eine neue Möglichkeit, zu leben, zu wirken, zu dichten. Weil Klopstock in einer berühmten Ode dem griechischen Musenhügel des Parnas den nordischen Hain gegenübergestellt hatte, als die geheimnisvoll dämmernde Heimat des deutschen Dichters, darum nannten die Freunde ihre Vereinigung den Hainbund. Und deutsches Seelentum ist es, das in diesem überwiegend norddeutschen Kreise, unter dem beherrschenden Einfluß Klopstocks, dieses durch und durch nordisch-germanischen Geistes, erwacht und der übermächtigen westlichen Form- und Verstandesherrschaft zuerst ein vaterländisches Lebensideal entgegenstellt.

Gleich einem geheimen Erkennungswort geht Klopstocks Weissagung durch den Bund: „*Dein Joch, Deutschland, sinket dahin. Ein Jahrhundert nur noch, so ist's geschehn!*“ Ihr entspricht die Mahnung der Gründungsurkunde: „*Bruderliebe erfülle deine Seele und deine Brust Deutschland!*“ Und Vossens Bundessatzung schließt:

*Du, das strahlende Ziel nächtlicher Wachen und
Tränenblinkender Stunden, wie
Flammt dir einzig mein Herz, Vaterland, Vaterland!*

Der gleiche Voß erzählt von gemeinsamen Abenden: „*Wir gingen bis Mitternacht in einer Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Taten und von Rache gegen Wieland, der die Unschuld nicht achtet.*“ Und wenn wir aus der Fülle ähnlicher Bekenntnisse nur noch Fritz Stolbergs Wort danebenstellen: „*Deutschland, heiliges Land . . . Viel sind deiner Ehren und tausendjährig und immer wieder neu . . . du Land des alten, einsamen Mutes, der Treue, des freien Sinns, der Einfalt . . .*“ – so war Deutschland seit Hutten nicht mehr angeredet, nicht mehr geglaubt worden. Denn ein Glaube war es, noch ohne alle Wirklichkeit, auf der er ruhen konnte. Aus dem Innern eines jungen Geschlechts wurde hier mit der wunderbaren Heilkraft eines junggebliebenen Volkes über jahrhundertelange Fremdhörigkeit hinweg deutsche Art und Kunst wieder erweckt, hier im Göttinger Hainbund und gleichzeitig in der Fülle der Gesichte, die den von Riga nach Frankreich reisenden Herder bedrängten, und schließlich in jenem Straßburger Kreise, für den Erwin von Steinbachs Münster zum lebendigen Zeugen deutscher Baukunst wurde. Nicht ein literarisches oder ästhetisches Programm hat die Hain-

bündler zusammengeschlossen, sondern die Kräfte haben sie vereint, die dieser innere Durchbruch zur Deutschheit in ihnen frei machte: die Wahrheit und Unmittelbarkeit des Gefühls, die innige Vertrautheit mit der Natur, der schlichte, volksnahe Laut des Herzens, die fromme Bindung des Lebens und der Dichtung an die reinen Sitten der Väter.

Dies Ergriffensein von einem neuen Lebensideal, das ist das erste und entscheidende, das sich dann in der Dichtung mit wechselndem Glück erst eine gemäße Aussprache und Verkündigung schafft. Aber eben damit wird die Dichtung aus der artistischen, losgelösten, ästhetischen Scheinexistenz des Barock und Rokoko erlöst und wieder in den Zusammenhang des Lebens eingefügt. Sie erhält ihre Wahrheit zurück, denn sie wird aus einer „*Belustigung des Verstandes und Witzes*“ zum Bekenntnis eines ergriffenen Herzens, und sie erhält ihre Würde und ihre Aufgabe zurück, denn sie soll die Herzen der Nation erheben, freudiger und fester machen.

Dieses Pathos eines vorerst vage und schwärmerisch sich der Herzen bemächtigenden deutschen Lebensgefühls, das mit Worten wie Freiheit, Natur, Vaterland, Tugend und Freundschaft nur unzulänglich umschrieben ist, es ergreift nicht einen einzelnen, sondern es schafft sofort Gemeinschaft: Gemeinschaft derer, die gleicher Ergriffenheit und gleicher Berufung sich als die Ersten fühlen, denen die Befreiung deutschen Wesens und die Wiederaufrichtung einer eigenen Dichtung und Kultur aufgetragen ist. Es ist dieses überpersönliche Ergriffensein von einem neuen Glauben und einer großen Aufgabe, das den Bund sich so völlig den Erneuerungsplänen Klopstocks unterordnen läßt, wie es zugleich die besondere Atmosphäre der Freundschaft schafft, aus der der Hainbund lebte und die alle seine Glieder wie einen unveraltenden goldenen Zauber nie vergessen konnten.

Wenn aber das enthusiastische Erlebnis der Freundschaft, dieses eigentlich seelische Klima des Göttinger Bundes, nicht nur empfindsamer, seelenschwelgerischer Selbstgenuß blieb, dann deshalb, weil diese Jünglinge, wie schwärmerisch und überfliegend auch immer, sich als Vorboten eines kommenden Volks- und Geistesfrühlings fühlten. Um Klopstocks herrscherliche Gestalt sammelte sich diese Bewegung, und dann um die Klopstock nahestehenden norddeutschen Erwecker Gerstenberg und Claudius, Hamann und Herder, Möser und Jacobi. Sich verbündet empfanden sie die noch verdämmernden Gestalten der germanischen Götter- und Heldenzeit, den Genius Shakespeares, die Klänge des wieder-

entdeckten Minnegesangs, des Volkslieds und schottisch-englischer Balladen. Klopstock selbst war es, der dem Bunde dies Hochgefühl einer vaterländischen Sendung stärkte, hoffte er doch, sich in diesen seinen Jüngern die Kräfte heranzubilden, die seine Pläne einer deutschen Kulturreform einstmals zu verwirklichen vermöchten.

Durch diesen Kreis, wenig berührt von seinem kämpferischen Brausen und Drängen, ein Träumer, ein Versponnener, und dennoch den Freunden allen vielleicht am innigsten verbunden, ja recht eigentlich durch sie und mit ihnen lebend – geht der einzige wirkliche Dichter des Bundes: Hölty. Wie klein, wie rasch überschaulich ist Hölty's dichterische Welt! Die Freundschaft, die erträumte Geliebte, der leise Duft einer wilden Rose, die pastellene Zartheit eines Wiesengrundes, der stille Glanz des Mondes, der dämmernde Hain und die sommerlichen Kornfelder, das in sich selber selbige Lied einer Nachtigall! Die Zeit scheint stillzustehen, Schicksal und Mißklang scheinen wie durch einen Zauberkreis entfernt aus diesem atmenden Einklang von Blüten und Sternen. Diese Hügel, Wiesen und Quellen gehören nicht mehr zu der zierlich künstlichen Scheinnatur, sind nicht mehr die malerische Kulisse, mit der Rokoko und Anakreontik ihr witziges Spiel zwischen Verstand und Sinnlichkeit auf eine schäferlich ausgeschmückte Bühne stellten. Aus hergerichteter Szenerie ist Natur geworden, größer, lebendiger, unergründlicher als der Mensch. Und der Dichter gibt sich ihr gefangen und läßt sein eigenes, fühlendes, liebendes Herz von ihrem volleren und schöneren Leben umfangen und gestillt werden:

*Mich entzückt der Quell, mich der entblühte Hain,
Mich der tanzende Wiesenquell, mich der Morgengesang
Oder das Abendlied meiner Freundin, der Nachtigall.*

Immer wieder kehrt dieser reine, sanfte Seelenlaut – ein Herz, das sich entzückt, wie träumend, über Farbe, Duft und Klang der Natur neigt und ihre Schönheit innig wiedertönt, indem es nichts tut als vor sich hinzuflüstern, was es sieht und hört, wenn der Dichter durch

*das Abendrot durch die schlummernden Blumen hin,
Durch den purpurnen Hain, durch der Gebüsche Gold,
Durch das schimmernde Mondenlicht . . .*

hingeht „und aus Rosengewölke lächelt der Abendstern“.

Das Schlichte dieser Sprache, die arm ist an Bildern, arm fast an Worten, nimmt allein durch seine strömende Musik unwider-

stehlich die Seele hin, und die Welt spiegelt sich darin, rein wie im ersten Tau morgendlicher Frühe, wie denn auch der Frühlingsmorgen neben der monddurchglänzten Sommernacht den Dichter Hölty am stärksten bewegte:

*Röter färbt sich der Himmel!
Eine goldene Wolke
Taut den Mai und die Liebe
Auf die wartende Flur hinab.

Sein allmächtiges Lächeln
Gibt dem Strauche die Blätter,
Gibt dem Baume die Knospen
Und dem Haine den Lenzgesang.

Seinen Tritten entwimmeln
Grüne, lachende Kräuter,
Tausendfarbige Blumen
Purpur, Silber und lichtiges Gold.

Nachtigallen, die wirbeln
Auf das Lager des Jünglings
Goldene Träume der Liebe,
Goldene Träume von Kuß und Spiel.*

Die leisesten, stillsten Reize: der mondkühle Abendschatten über der Wiese, der leise Duft einer Sommerblume, ein verklingendes Vogellied, ein flüchtiger Blick der Liebe – sie versetzen seine Seele in einen ätherischen Rausch des Entzückens:

*Wie ein mächtiger Gott flieg ich den Himmel durch,
Reiße Sterne wie Blumen ab
Und bekränze mein Haupt, trinke die Quelle leer,
Die durch Rosen der Engel fließt –*

ein Entzücken, das die Kraft der Seele und des gebrechlichen Körpers schon fast übersteigt, so daß Hölty bitten muß:

*Webe Kühlung mir zu, wenn du mir wiederum
Reichst den glühenden Kelch,
Daß mir die Seele nicht
Ganz im Feuer zerfließt;
Webe, webe mir Kühlung zu!*

Aber was Hölty's innigen stillen Liedern den eigenen Klang gibt, was ihnen ihren ganz eigentümlichen Zauber verleiht, mit dem sie das Gefühl unwiderstehlich bewegen – das ist das unlösbare Verschlungensein von Traum und Tod, das Ineinander von

Lebenssüße und Lebensflüchtigkeit, die Allgegenwart des nahen und gewissen Endes:

*Dir blüht kein Frühling, wenn du gestorben bist,
Dir weht kein Schatten, tönst kein Becherklang,
Dir lacht kein süßes Mädchenlächeln,
Strömet kein Scherz von des Freundes Lippe!
Noch rauscht der schwarze Flügel des Todes nicht;
Drum hasch die Freuden, eh sie der Sturm verweht,
Die Gott, wie Sonnenschein und Regen,
Aus der vergehenden Urne schüttet!*

Dies zitternde, zugleich dämpfende und steigernde „Noch“ in aller Daseinsfreude, in jedem Atemzug, über jedem flammenden Morgen und jeder stillen Dämmerung – das gibt diesen reinen Tönen einer kindlichen Seele ihre verborgene Gewalt, ihre schmerzliche Gedämpftheit und das heimliche glühende Sichverschwinden an dieses Noch des Augenblicks, ihr wunderbares Schweben zwischen Gedämpftheit und rauschhafter Steigerung.

Dies leise und doch unüberhörbare Schwirren des Todesbogens in aller süßen Melodie des Lebens, bis dann der nie fehlende Pfeil den Zwanzigjährigen traf, diese alle kurzen Augenblicke der Freude dunkel begleitende Melodie: „. . . bis mich hüllet die Rasengruft – und die hüllet mich bald . . .“, sie verhindert, daß Hölty Gesänge in das flache und zufriedene Behagen idyllischer Kleinkunst einmünden, sie geben ihnen die melancholische Tiefe, über der das Leben mit allen Lichtern nur farbiger, reiner und schmerzlicher schöner leuchtet. Denn wie der Tod Hölty zu einem ernsteren, sanftern und dunklen Bruder wurde, von früh an vertraut und fast geliebt, ebenso wirkt die Gewißheit des nahen Todes die fernende, liebenscheue Verklärung und Erhöhung des Lebens, dessen Schönheit der Dichter schwebend und schwerelos genießt wie die griechischen Götter Nektar und Ambrosia an ihren himmlischen Tischen. Mit seinem verfallenden Körper, in seinem dürftigen, eingeschränkten Dasein, wird der Dichter selber zur Harfe, die, bald verstummend, des Lebens Schönheit immer reiner wieder-tönt, zu der Harfe, von der das *Vermächtnis* spricht und die uns in Cornelius' und in Egks Vertonung so wunderbar wieder erklingt:

*Ihr Freunde, hängst, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Mancher verstorbenen Mädchen schimmern . . .*

So wächst der eigenste dichterische Ton Hölty's unmittelbar aus seinem persönlichen Wesen und Geschick. Er entfaltet sich wie eine Blume still von innen her, inmitten der Freiheits- und Bardenlieder, des Rundgesangs und der Minne- und Freundschaftsdichtungen der anderen Hainbundgenossen.

Dennoch hat Hölty nicht nur sein einzelnes, eigenes, liebliches, rührendes Lied von Lebensschönheit und Todesnähe gesungen – er steht zugleich am Beginn einer Dichtungsgattung, deren sich gerade der deutsche Geist aus einer ursprünglichen Verwandtschaft heraus bemächtigt und sie als einen frühen, längst verwelkten Sproß germanischer Poesie zu neuer, reicher Blüte führt. Es ist die Ballade, deren Geschichte und Wiedererweckung durch ein doppeltes Band für immer mit Göttingen verknüpft ist.

Gleim und in seiner Gefolgschaft zunächst auch Bürger und Hölty hatten in den sogenannten Romanzen, dieser Spätfrucht am alternden Baum des Rokoko, gewisse schaurige und traurige Moritatenstoffe, aber auch die Affären des antiken Götterhimmels, vorgenommen und sie mit scheinbarem Ernst in nachgemachtem Volkston vorgetragen. Aber eben: in einem künstlichen Volkston und mit karikierter Einfalt; und die Absicht dabei ging dahin, daß der Schöngest die ironisch und bildungsfroh über das possierliche Kunststück von bänkelsängerischer Einfalt, plumper Treuherzigkeit und witziger Karikatur amüsiere. Die unvergängliche Bedeutung Göttingens für die Entstehung der neuen deutschen Ballade aber liegt darin: Hölty und vor allem Bürger haben aus der Romanze als der selbstgefälligen Belustigung eines späten Intellekts – den es reizt, aus seiner Überfeinerung heraus einmal die Maske der Einfalt anzulegen und dabei zugleich die eigene Überlegenheit zu genießen –, Hölty und Bürger haben die späte und künstliche Romanze umgewandelt in die jugendlich lebendige Ballade. Diese wunderbare, wiedererweckende Tat gelang ihnen, weil sie die alten scheinbar abgestorbenen Formen wieder in Berührung brachten mit den immer gleichen, großen und einfachen Schicksalen der Seele: Liebe und Tod, Untreue und Trennung, mit den verschwiegenen, leidenschaftlichen Lauten des Volksliedes, den raunenden, geheimnisvollen, hintergründigen Geistern der Volkssage.

Schon 1770 entlieh Hölty Percys Sammlung altenglischer Balladen und Volkslieder aus der Göttinger Universitätsbibliothek, dieser reichsten und raschesten Umschlagstelle der für die stürmische deutsche Entwicklung so einflußreichen englischen Literatur. Und in Percy stieg damals für alle zukunftsstarken Geister –

für Gerstenberg und Herder im Norden, für den Hainbund in der Mitte und für Goethe und den Straßburger Kreis im Westen hinter der dünnen, veraltenden Kunstpoesie der Aufklärung eine junge, unverbrauchte, naturkräftige, volknähe Welt herauf. Die unerwartete Wirkung Percys läßt sich in der Romanze Hölty's, dieses Liebhabers der Gräber und Geisterstimmen, dieses Meisters der innigen und schlichten Töne des Herzens bis zu Vorklängen der *Lenore* verfolgen. Freilich lag die Ballade, die von einem spannungs- und handlungsreichen äußeren Geschehen lebt, nur am Rand von Hölty's lyrisch innerlicher Welt.

Und so bleibt Bürger ihr wirklicher Neuschöpfer, Bürger, der, älter und weiter als die Göttinger Studenten, in regem Austausch mit ihnen stand, ohne sich dem Bunde als eigentliches Mitglied anzuschließen. Bürgers eigenstes und instinktives dichterisches Ziel war es, den verhängnisvollen alten Zwiespalt zu überwinden zwischen der vom wirklichen Leben der Nation abgeschnürten, in fremde Vorbilder vergafften Kunstpoesie als einer privilegierten Beschäftigung verstandesgeübter Gelehrter oder einer witzig galanten Salongesellschaft – und der kraftvollen, gefühlsstarken Naturpoesie, in deren dunklen Bildern und Gesichtern die Leidenschaft und die Herzlichkeit, das Ahnungsvolle und Hintergründige der Seele des Volkes einen unmittelbaren erschütternden Ausdruck gewinnen. Weil Bürger die Dichtung als einen „*lebendigen Odem*“ ansieht, der „*über alle Menschenherzen und Sinnen hinweht, einen Odem Gottes, der von Schlaf und Tod aufweckt*“, darum muß sie unabhängig sein von allen gelehrten Voraussetzungen, aller künstlichen Lebendigkeit des gebildeten Intellekts. Und darum ist der Ursprung aller wahren Poesie: das Wachstum aus der dämmernden Empfindungstiefe der Volksseele, zugleich die einzige Vorbedingung ihrer rechten Wirkung, in Laut und Schicksal des Herzens alle Glieder eines Volkes zusammenzuschließen und eins werden zu lassen. Das Volk als Ganzes in einem neuen, höchsten Sinn, der für das Jahrhundert, das nur Gebildete und Pöbel zu unterscheiden gewohnt war, noch kaum begreiflich war, das Volk wurde für Bürger zum Ursprung und Ziel wahrer Dichtung, und Volkstümlichkeit „*das Siegel dichterischer Vollkommenheit*“. „*Mit Wort und Tat strebe ich zu zeigen, was wahre Volkspoesie sei.*“ Dieser Satz beschreibt Bürgers innerste Berufung, so deutlich auch die Grenzen sein mögen, die ihm das beugende Schicksal und die Unmacht, sich zu zähmen, gesetzt haben. Jubelnd begrüßt er die verwandten Klänge aus Herders Ossianaufsatz in den *Blättern von deutscher Art und Kunst*, diesem

revolutionären Manifest, das den Sturm und Drang heraufführte. „*Der Ton, den Herder auferweckt hat, der schon lange auch in meiner Seele aufstöhnte, hat nun dieselbe ganz erfüllt.*“

Wie Herder und Goethe beginnt er auf die verborgenen singenden Quellen des Volksliedes zu lauschen, unter Dorfblinden, auf Bleichen und in Spinnstuben. Und überwältigt von dem alten, ewig jungen Leben, das ihn hier mit der Gemeinschaft und mit den Vätern wunderbar verbindet, ruft er aus: „*Ich kann nicht sagen, welche Wonne mein Herz beim Schall dieser alten Lieder durchschauert.*“ Hier liegen die Wurzeln der Neuschöpfung der Ballade durch Bürger und eine Strophe wie diese:

*Nun brich, mein Herz, der Ring ist hin –
Die Perlen sind geweint!
Statt Myrth erwuchs dir Rosmarin,
Der Traum hat Tod gemeint –*

– eine solche Strophe zeigt, wie hier die alte volksliedhafte Ballade mit ihren unveralteten verschwiegenen Bildern und Formeln einströmt und weiterlebt. Und selbst den Stoff zu seiner stärksten Schöpfung hat Bürger dem Munde eines schlichten Mädchens aus dem Volke abgelauscht und hat daraus mit unerhörter Kraft der Steigerung und fortreisenden Bewegung die *Lenore* gestaltet, deren Verzweiflung den im Siebenjährigen Kriege gefallenen Geliebten aus der Gruft zu ihr zwingt, der sie dann in gespenstischem, nächtlichen Ritte dahinführt, um mit ihr im Morgengrauen in das hochzeitliche Grab zu sinken. Die *Lenore*, deren Wirkung in schroffer Ablehnung und stürmischer Zustimmung so weit über Herders Weckruf hinausging, wie die schöpferische Tat kraftvoller ist als Forderungen und Programme – die *Lenore* wurde zum Fanal, das der noch herrschenden literarischen Generation den nahen Untergang, den jugendlich vorwärtsstürmenden Geistern aber den unaufhaltsamen und nahen Sieg verkündete. Und wenn Goethe die *Lenore* vor Frankfurter Patrizierkreisen deklamierte, wenn sie gleichzeitig niedersächsischen Bauern im abendlichen Kreis um die Dorfblinde zu ergriffenem Zuhören brachte, so hat Bürger hier sein höchstes Ziel erreicht, das Ziel, Volkspoesie zu schaffen, deren einfache Tiefe und Gewalt, deren unwiderstehlicher Klang die Nation in allen ihren Gliedern von innen her vereint und sich wiedererkennen läßt. So behält August Wilhelm Schlegels schönes Wort sein Recht: „*Lenore bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, durch den er sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer anvertraute.*“

Die aufbruchfrohe Gemeinschaft des Hainbundes, die Schönheitstrunkene Naturinnigkeit und der bebende Lebensdrang Hölty's, die kraftvolle, elementare Leidenschaft und Phantasie in Bürger's Balladen – sie sind das Frührot des großen Schöpfungstages des deutschen Geistes gewesen.

Allein das Thema „Göttinger Dichterbund und Göttinger Ballade“ ist damit nicht abgeschlossen. Es gehört nicht nur einer fernen verblässenden Vergangenheit an. Es scheint eine fortreizende, lebendige Kraft dieser Stadt und dieser Hochschule zu umschreiben. Denn als nach einem Jahrhundert machtvoller Entfaltung der Dichtung, nach einem stolzen Siegeszug auch der Ballade von Schiller und Goethe über Strachwitz und die Droste bis zu Fontane und Conrad Ferdinand Meyer die dichterische Schaffenskraft in Deutschland zu erlahmen begann, als um die Wende des 19. Jahrhunderts die seelische Substanz und Kraft ausgezehrt schien und die Literatur sich in eine Fülle schillernder flüchtiger Richtungen auflöste – da war es wieder ein Kreis junger Studenten, geführt von einem Nachkommen des großen Begründers dieser Hochschule, die sich zu gemeinsamem dichterischen Schaffen zusammenschlossen, weil sie gegen den Geist ihres Zeitalters an das Gesunde, an das Natürliche und Kraftvolle glaubten, weil sie sich, wie einst der Göttinger Hain, als ein zukunfts-gewisser Beginn, nicht als müdes, rückwärts-gewandtes Ende fühlten. Und dieser neue Göttinger Dichterbund, in dessen Mitte Börries von Münchhausen stand, vereinigte sein Schaffen wiederum in einem Göttinger Musenalmanach, in bewußter Anknüpfung an den berühmten Almanach, der um 1770 die Bundeslieder des Hain und bald alle schöpferischen Kräfte deutscher Lyrik gesammelt hatte.

Mit diesem neuen Göttinger Musenalmanach aber stieg in einer zerfallenden, müden Zeit die Standarte einer neuen deutschen Kunst aus den unvergänglichen Kräften deutschen Wesens wieder auf. Bald trat die „königliche Dichtung, die farbensprühende, lebenzitternde, starke Ballade“ die Herrschaft in diesem neuen Musenalmanach an. Ihr galt Münchhausens Liebe und Berufung. Er hat die Ballade gegen alle skeptische Reflexion, die ihr das Lebensrecht wegsپotten wollte, wieder zu Ehren gebracht.

So führt der jahrhundertweite Bogen von dem Begründer der neuen deutschen Balladen, von dem Dichter der *Lenore*, des *Lieds vom braven Mann* und des *Wilden Jäger* zu den beiden größten lebenden Balladendichtern: Agnes Miegel und Börries von Münchhausen, deren vollendetste Schöpfungen zu Anfang unseres Jahr-

hunderts zuerst im neuerstandenen Göttinger Musenalmanach erschienen sind. Während Bürger einst die Ballade aus Geist und Leben der Volkspoesie geschaffen hatte, hat Münchhausen, so wenig sich ihm das Magische, Schlichte und Elementare versagt, den andern, nicht minder deutschen Gehalt der Ballade erneuert: anknüpfend an das Werk des Grafen Strachwitz, vor allem aber Leben und Taten des eigenen adeligen Geschlechts erinnernd und wiedererweckend, geht durch seine ritterlichen Lieder der männliche Mut, das verhaltene, wortkarge Heldentum, die kraftvolle ritterliche Tat und der Stolz edlen und großen Sterbens. Und im ehernen Schritt des Schicksals, im Klirren der Schwerter, im herrischen Griff nach dem Wagnis des Lebens, der Liebe und des Todes erneuern sich zeitüberdauernde Grundzüge germanischen Wesens.

„Göttinger Dichterbund und Göttinger Ballade“ – scheinbar war es ein bloß geschichtliches, in Wirklichkeit ist es auch ein noch gegenwärtiges, lebendiges Thema, das, so wünschten wir alle, nicht nur seine Vergangenheit und Gegenwart behält, sondern auch wieder eine Zukunft gewinnt. Göttinger Dichterbund und Göttinger Ballade, das umschreibt ein beglückendes Beispiel der unerschöpften, immer wieder hervorbrechenden jugendlichen Erneuerungskraft deutschen Wesens. Es bekräftigt zugleich unser aller Wunsch und Glauben an die immer wiederkehrende schöpferische Kraft und Sendung der deutschen Jugend, die dieser schönen Stadt und ihrer ruhmvollen Hochschule anvertraut ist.